

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 3. August 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 31.

Eine Geschichte von Rosen.

(Aus den nachgelassenen Papieren eines alten Offiziers.)

Von L. M. Fouqué.

(Schluß.)

Warum aber — so frag' ich nach wohlwogenem Rapport meinen Kameraden — „warum denn, Bruder Moritz, treibst Du es mit der Waffelust nicht wiederum gründlicher, seit wir auf erneute Feldzüge zu rechnen haben? Laß Dich placiren — Niemand kann Dir's abschlagen — spring' in den Sattel, und haue mit der allerbesten von Deinen Rosenklingen d'runter, daß es kracht!“ — „Wider Euch, Ihr alten braven Genossen?“ fragte Moritz. „D's verhöte Gott!“ — „Rein doch! Mit uns!“ replicirte ich ungeduldig; „das versteht sich von selbst!“

Er aber holte ein Zeitungsblatt aus seinem Schreibtisch; es war schon considerabel zerlesen, und er mochte es wohl gar oft in seinen lieben schmerzlich-treuen Händen gehalten haben; darauf stand aus der Hauptstadt des uns bedrohenden Reiches gemeldet:

„Der rühmlichst renommirte Obrist-Wachtmeister Georg von (hier stand der Geschlechts-Name, welchen Amalia als Frau geführt hatte) wird vermuthlich die Reputation, ihm durch frühere Türken-Feldzüge glorios aquirirt, auf's Neue behaupten und augmentiren, indemmalen obgenannter Herr Obrist-Wachtmeister beauftragt ist, einen Parteigänger-Krieg wider die uns etwa von sonsther molestirenden Feinde mit aller an ihm sonst admirirten Entschlossenheit anzuordnen und zu continuiren.“

„Und gegen meinen lieben Ritter Georg sollte ich sechten?“ sagte Moritz. „Gegen Amalions Sohn?“ — Ich wußte nichts Erkleckliches d'rauf zu erwiedern, und blieb also lieber so still, wie ein Karthäuser-Mönch. Zudem fiel mir's nun erst recht schmerzlich in die Seele, wie mein lieber Kamerad vermuthlich einen ganz andern Marsch werde anzutreten haben, als in den Krieg: einen Marsch in den ewigen Frieden. Er sah nicht

nur blaß aus, sondern so recht blaß wie der Tod. Und als das erste Feuer über des Wiedersehens Lust und die Erinnerung an des kleinen, großgewordenen Ritter Georg's Reputation ein wenig nachzulassen begann, legte sich auch eine ordentliche Sterbens-Mattigkeit über die ganze liebe Physiognomie. Er mochte mir anmerken, was ich dachte, denn er sagte lächelnd — aber doch auch sehr, sehr seriös zugleich: „Daß Du gleich Morgen ein recht treffliches Rosenschwert als letzte Gabe von mir empfangen sollst, versteht sich. Und zwar, wie Du es jezo brauchst: ein Sichelschwert, mein braver Husar.“ Dann seufzte er und setzte nach einigem Schweigen hinzu: „Rosenschwert — Sichelschwert! — Es paßt für meine Wallfahrtsbahn sehr gut zusammen und am Ende für die eines jeglichen Andern mit. Was ist all Menschenleben hienieden, als eine Rosen-Ernte durch Todes Sichelschwert!“

Als er mir Tags darauf den verheißenen Säbel gab — ein Meisterstück seiner Kunst — und sein ehedem getragenes Porte d'Epée daran festknüpfte, sprach er: „Nun bitte ich Dich um eine Verheißung als Gegengabe. Die Rosen haben mir freilich im Leben viel Schmerz gebracht, aber doch auch sehr viel Freude — ja: Seligkeit, wie ich wohl sagen darf. Nun möcht' ich gern, daß auf mein Grab — ich habe nicht weit mehr bis dahin — recht schöne, schöne Rosen-Gesträuche zu stehen kämen, wie ich auch deren zum Vorrath einige in meinem Garten erzogen habe. Aber ja keine andern Blumen — ihrer sonstigen Ehre und Lieblichkeit unbeschadet. Auch hab' ich das in meinem Testament verordnet, und obenein dem Ober-Aufscher meiner Waffenschmieden, einem edelrüstigen Manne, noch mündlichen Auftrag ertheilt. Aber die Menschen sind zuweilen kuriose Leute, als billig; — Du weißt ja wohl, Bruder!“ — Wohl weiß ich!“ unterbrach ich ihn, und mein ganzes Angesicht fühlte ich in hellem Flammen der Beschämung lodern — „wohl weiß ich! Da zumal, zum Exempel, wo ich Dir voll unausstehlicher Dienstfertigkeit die zwei Fensterlein in dem bewußten Kabinetten repariren ließ, und Dir die Rosen austauschte gegen andere, leichter einzuerzogene Blumen! Aber nein, hab' Du keine Sorge für dasmal.

Ich bin seither durch Schaden klug geworden; denn — nächst Dir — wem wohl hätt' ich schlimmer damit in's Herz gerissen, als mir selbst? Trieb Dich's ja gänzlich fort aus Deiner alten Herzens- und Schmerzens-Garnison, und somit auch fort von mir! Und auf Ehre: nur sehr schwer hab' ich's lernen können, ohne Dich zu leben, und dabei hab' ich's doch — wenn ich rund herausprechen soll — im Ganzen nur miserabel gelernt. Nein, Bruder, insofern es von mir abhängt, und Du schon so bald den letzten Marsch antreten mußt, soll es Deinem letzten Lager an Rosen-Pfeten und Rosen-Bidetten nicht fehlen. Aber vor der Hand muß ich doch wiederum fort, und wenn Dir nun in-zwischen zum Ausrücken gebiessen wird auf allerhöchsten Befehl — was kann da mein guter Wille Dir helfen? — „Ey nun“ — sagte Moriz heiter — „just arg werden es hier die Leute nicht mit meinem Andenken treiben und mit meinen letzten Wünschen. Es ist nur, daß Du als General-Inspektor späterhin eine Revue abhältst, nachforschend, ob auch Alles noch im dienst- und mondungsfähigen Stande ist. Versprichst Du mir das?“ — „Auf Soldaten-Parole!“ rief ich aus, und unversehens sprang mir's über die Lippen, während mir zugleich auch die Augen etwas überquollen: „Eine Revue wird's auf jeden Fall, Herr Bruder. Denn entweder heißt's mit uns: „à revoir!“ noch hier auf Erden, oder es heißt: „à revoir!“ wann wir uns vielleicht während des bevorstehenden Krieges — Du als ein Krankheits-Berufener, ich als ein Waffen-Berufener — im lieben schönen Himmel wiederfinden. — Oder auch käm' ich wieder hierher zu einer Stunde, wo mir schon Dein Rosengrab entgegensähe — ey nun, die Rosen würden mir dennoch in Deinem Namen zunicken: „à revoir!“

Wir nahmen also Abschied von einander bis auf die nächste Revue, und ich trabte bald nachher feindan, meinen wunderschönen Rosensäbel an der Seite.

Ich hab' ihn denn auch tüchtig gebraucht, den Rosensäbel, und — wie ich nachher fast befürchten mochte — einmal ein Bißchen gar zu schlief. Aber wer kann dafür! Liebe und Schrammen messen sich schwer. Und wenn's auch der cidevant kleine Ritter Georg war, der zu selbiger Zeit aufgeschossene, berühmte Major und Parteigänger — ich hab's ihm nicht geheißen, sich so breit zu machen mit seiner Courage und seinen flugen Dispositionen. Hatt' ich doch ausdrückliche Ordre, einem tapfern Parteigänger aufzulauern. Achtzig Pferde und zwanzig Fußjäger war mein Kommando stark. Der Feind ging mir in die Falle; ein Bißchen überkühn; so auf Jünglings-Manier. In der ersten Früh-Dämmerung faßt' ich ihn auf engem Paß, zwischen einem Erlen-Nied, worin meine Jäger steckten, und einem schroffen Berghang von der andern Seite; und als er umkehren wollte, brach ich mit meinen Husaren und Dragonern in seinem Rücken los. Da ging's lustig. Die Mehrsten fingen wir, oder hieben nieder, was nicht schon zu Anfang die Jäger-Büchsen heruntergeknallt hatten. Mit dem Commandirenden gerieth ich selber zusammen. Der Kerl wehrte sich, wie sie in den Naturhistorien schreiben, daß sich der Löwe wehren soll.

Nun — macht's der Löwe wie mein Gegner, so macht er's brav; dawider ist nichts einzuwenden. Zudem waren ihm auch seine Husaren und Dragoner, und was er sonst bei seinem melirten Kommando haben mochte, fest zugethan, wie's rechtschaffenen Soldaten für einen rechtschaffenen Offizier gebührt. Als ihm endlich ein tüchtiger Hieb meiner Rosenklinge über die Stirn fuhr, daß er aus dem Sattel stürzte — war da nicht Alles pele mele über mich her, wie ein Bienenschwarm, daß mir's beinahe selber schlecht bekommen wär'? — Donner! — Und sie brachten ihn auch richtig wieder zu Fuß und von hinnen. Ich hatte nicht das Herz, die Gefangenen nach ihres Commandirenden Namen zu fragen; denn wär's nun ganz gewiß der Georg gewesen, und schwergetroffen, vielleicht gar tödtlich, von der Klinge, die Moriz gefertigt hatte — von des Moriz Klinge in meiner Hand — o mein Himmel, so eine lamentable Verwirrung hätte einem ehrlichen Kerl beinahe das Herz brechen müssen! — Aber wenn der liebe Gott Einem auch bisweilen die Dinge fast überschlimm erscheinen läßt, zum Schlimmsten des Schlimmen läßt es dennoch sein liebes Herz in der Regel nicht kommen.

Nach einiger Zeit hörte ich, ohne weiter erst fragen zu dürfen, der bekannte brave Major, uns gegenüber, liege an einer Blessur über der Stirn ziemlich krank danieder; doch werde es keine Gefahr damit haben. „Gut alsdann!“ dachte ich bei mir; „so ein kleines Ehren-Andenken vom Rosensäbel kann dem Georg, als einem tapfern Soldaten, nicht schaden. Wars ja doch eben auch eine Blessur, die ihn, als er noch ein Knaben-Feldmarschall war, zuerst mit dem jetzigen Waffenschmied Rosen bekennt machte, mit meinem herzensliebten Moriz!“

Ja, es ist dem Ritter Georg noch ganz vorzüglich in der Welt reussirt, und zwar mit durch die Rosensäbel-Blessur, wie mir nach bald darauf erfolgtem Frieden ein Kamerad aus der Armee uns gegenüber erzählte. Just in die ritterlich Narbe auf des braven Parteigängers Stirn hatte sich eine wunderschöne und fürstlich reiche Wittwe der Hauptstadt verliebt; oder wenigstens, es hatte ihr der junge Mann remarkabel gemacht und das Verlieben war hinterdrein gekommen; kurz, die Beiden waren ein glückliches, nebenbei auch ein brillantes Paar.

Ob Georg's Mutter die Freude noch erlebt habe, kannt' ich nicht erfahren; aber so viel der Freude ich nun einmal hatte ausbringen können, beeilte ich mich, meinem Herzens-Moriz zu rapportiren. „Es ist doch schon immer ein ganz hübsches Paketchen!“ dachte ich bei mir, und nahm Urlaub nach Meister Rosen's Waffenschmiede.

Kaum jedoch war ich dem weitberühmten Fabrik-Ort auf etwa zehn Meilen nahegekommen, so kam mir auch schon die Kunde entgegen, ob die Waffen-Fabrik auch freilich noch immer florire, sey doch Meister Rosen selbst vor Monden schon gestorben und begraben.

„Est mort et enterré!“ klang mir's durch die Seele, wie es in einem alten französischen Chanson heißt, den ich wohl sonst schon

lustig hertrallart hatte — mit dem Freunde Moritz auch manchmal zugleich — und der mir jetzt so wehklagend vorfam, wie ein Grabgeläut.

Wahrhaftig: es macht's nicht allein, ob und wie ein Ding von außen her auf den Menschen loshammert; es kommt das Allerwesentlichste auf die Beschaffenheit unseres innerlichen Resonanz-Bodens an. — Wie aber nun der gestorbene Freund beerdigt sey, und wie sein Grab gebüet und bepflanzt — darauf muß ich nach übernommener Instruktion zuseh'n bedacht seyn. Also ging es frisch und trauernd fürder.

Im Städtchen, unsern der Waffenschmiede, angekommen, sah mich alles vor der Illumination der untergehenden Sonne gar lieb und freundlich an, und doch auch gar wehmüthig und fremd zugleich. Ich wußte mir erst gar nicht zu explizieren, warum seit jenem ersten Besuche mir alles weit verwandelter vorfam, als es etwa von jenem vorhin erwähnten Resonanz-Boden hätte herkommen mögen. Endlich merkt' ich's — Alle Häuser, oder die meisten, doch, waren wie von außen eintapezirt in wunderschöne, unbekausreiche Rosen-Gesichte, welche seit den Paar Jahren meiner Abwesenheit sich angewurzelt und umbergerannt hatten, als sey das ganze kleine Nest eigentlich ein Rosen-Nest.

„Kinder!“ fragt' ich bald Den, bald Jenen; „wo habt Ihr all das wunderbar hübsche Zeug her?“ — Und die Antwort hieß im Ganzen immer: „Vom Grabe des Waffenschmieds Rosen, dort unten im tiefen Thal.“ — Ich aber gedachte in mir, das sey ja fast wie ein Raubmord, womit das Monument meines lieben Kameraden um sein Recht gekommen sey. Dennoch hielt ich an mich, und schwieg. Hatt' ich mich doch ja nun schon in ein ziemlich raisonnables Alter hineingelebt! Und war es doch zudem just ich, der vor Jahren mit den Rosen-Fenstern so ungerufen verfahren war. Da hatte ich gewiß kein Recht, mit Fremden zu hadern, falls sie auch dem Seligen in seine Rosen-Freude gegriffen hätten. Und dem Sterblichen konnte leider ich thörigter Hans damals einen Theil seiner Freude verderben! — Gottlob, dem Seligen können's alle thörigten Hänse der Erden und der Unter-Welt nicht.

Also: ich still und demüthig himmarschirt an das Grab des Waffenschmieds, einem einfältiglichen Bauerboten nach. Und wo ging die Reise hin? — Just dahin, wo ich ehemals gegangen war, den wunderlichen Waffenschmied selbst aufzusuchen. Am Waldbach erhob sich jetzt sein Grab. — Ganz überschattet und überkleidet war es von Rosen-Ranken, so daß die guten Leute im Städtlein ganz unbedenklich hatten Ableger davon nehmen dürfen, um zunächst ihren Kirchhof, sodann ihre Häuser und Gehöfte damit zu umziehen. — Und auf dem Grabe stand ein Kreuz, aus Eisen formirt, welches zu jener Zeit noch nicht so in gewöhnlich hübscher Sitte war, als heut zu Tage; und wie ich mich nach dem Kreuze hinbeuge, die Inschrift zu suchen, sagt mein guter Bengel von Bauerboten: „Aufgepaßt, Herr Offizier, damit Ihr Euch nicht et-

wan in die Finger schneidet, oder in das Angesicht gar! Denn dieses Kreuz ist aus Degenklingen zusammengeschmiedet. Die Werkleute des verewigten Herrn Rosen haben's sich nicht wollen nehmen lassen, daß, was man Rosenklingen nennt, auf diese Manier zu verarbeiten. Dafür aber mochten sie weiter keine Inschrift auf der Grabstätte leiden. Die goldenen Rosen auf den dunkeln Damaschener-Klingen — haben die Werkleute gesprochen — thäten allbereits genugsam leuchten zu ihres verewigten Werkmeisters Ruhm.“

Wogegen denn auch ich weiter nichts einzuwenden wußte. Nur daß ich mir dennoch unvorsichtiger Weise, im Diskuriren und Betrachten, eine tüchtige Schramme am scharfen Rosen-Kreuz in die Hand riß; manch Einer von delikaterem Gefühl hätt' es vielleicht eine Blessur genannt. Die Narbe trag' ich noch. — Nun, ohne Narben geht es auf dieser Welt überhaupt nicht ab; und für mein Part habe ich mir etwa so viel aus der hier verzeichneten Historie behalten: „Wer dem Andern was zu gefallen thun will, thu' es auf solche Manier, daß es Jenem nicht etwa zur Fatalität gereiche. Wenn dergleichen aber auch einmal unversehens passiren sollte, und man könnte es nicht wieder gutmachen, tröste man sich; der liebe Gott lenkt dennoch Alles zum Besten.“

Und somit habe Du eine recht schöne gute Nacht, mein lieber Waffenbruder und Waffenschmied Rosen unter den Rosen.

Ein Viertelstündchen im Leihhause.

(Aus einem Berliner Blatte.)

Jüngst führte mich mein Schicksal — wie und warum, braucht kein Mensch zu wissen — zu einem Pfandleiber, wo mich meine Geschäfte ungefähr eine Viertelstunde festhielten. Der würdige Inhaber der Anstalt hatte so eben zwischen mir und sich alles Nöthige abgethan, und wandte sich nun an seine hübsche 20jährige Tochter, welche ihm bei seinem — sauern beinahe hätte ich gesagt, saubern Handwerk hülfreich zur Hand ging. „Bleib jetzt da, Elisabeth,“ sagte er zu ihr, „und fertige ab, was noch kommen mag. Ruf mich übrigens nicht, ausgenommen, wenn etwas von Wichtigkeit vorfallen sollte, hörst Du! Und taxire die Sachen so gering als möglich; die Leute können dann um so leichter auslösen.“

Ich verstehe, Papa — verlassen Sie sich nur auf mich! antwortete Elisabethgen, während der Vater sich in sein Zimmer zurückzog, wo es hübsch warm war — und setzte sich an's Fenster mit der Nadel, um abzuwarten, daß das Elend oder die Verschwendung komme, um ihren Jammer oder ihre Thorheiten vor der Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen.

Mamsellchen! rief hereinbüpfend ein junges Frauchen mit leichtfertigem Antlit — ich will meine Uhr auslösen; ich bitte um Eile. Hier ist der Pfandzettel No. 3827. — „Aber Madamchen, die Uhr ist erst gestern verseht worden, ich weiß nicht, wo sie hingelagt

worden; wollten Sie wohl morgen sich wieder herbe-
währen.“ — Nun, das wäre hübsch, wenn man seine
Sachen nicht haben könnte, wenn man will! Ich habe
heute Gesellschaft, und kann nicht jede Minute aufste-
hen, um nachzusehen, wie viel es an der Schlaguhr
ist —

„Wenn Madame ihre Adresse zurücklassen wollen
und die Ausschreibekosten für den Sekretair bezahlen,
so wollen wir Ihnen binnen einer Stunde die Uhr
in's Haus schicken. Denn wir müssen noch dem Schrei-
ber gute Worte um die Gefälligkeit des Hervorsuchens
geben, da es schon über die Stunde des Dienstes ist.“

Gut — ich will noch dem Boten Trinkgeld geben
— Aber ich verlasse mich darauf —

„Hier, mein Mantel, mein Brillantring, meine
Tuchnadel! Rasch! Schätzen Sie's, wie Sie wollen,
Mademoiselle — aber halten Sie mich nicht lange auf!“
rief hereinstürzend ein junger Mann im elegantesten
Anzug, bei dem aber das flammende Auge und die zu
Berge sich sträubenden Haare eine gewaltsame innere
Bewegung verriethen.

Papa! man ruft Sie hier. —

Mein Herr, was steht zu Diensten? — Wie viel
hat der Ring gekostet? — „Zehn Friedrichsd'or!“ —
Und die Tuchnadel! — „Fünfundzwanzig!“ — Der
Mantel? — „Fünfzig Thaler!“ — Mein Herr, es
thut mir leid — aber — Alles zusammengenommen —
kann ich nicht mehr als vierzig Thaler darauf geben —

„Das ist zu erbärmlich! Was soll ich damit an-
fangen?“

Ich bedaure, aber sehen Sie zu, daß vielleicht an-
derswo —

„Dazu hab' ich keine Zeit: die Partie ist engagirt,
man wartet nur auf mich; es ist drüben No. — zwei
Schritte von hier —“

Ich kann nicht mehr als vierzig Thaler geben; wenn
man solche Sachen verkauft, kommt man nicht einmal
zu dem Ausgelegten —

„Nun so geben Sie her, ins Teufelsnamen!“ —
Der junge Mann nahm das Geld und stürzte hinaus,
ohne sich einen Pfandzettel geben zu lassen. Der Pfand-
leiher rief ihm zum Fenster hinaus nach — aber er
hörte nichts und verschwand.

Ich stand noch mit eben nicht angenehmen Gefüh-
len im Herzen an der Schwelle des Bureau's, als eine
junge elegante Person hereinschlüpfte, deren Gesicht
mir von irgendwo her bekannt schien.

„Bonjour, Betschen! Willst Du mir wohl geschwind
zehn Thaler geben hier auf meinen Mantel und die
Pelzpellerine? Ich brauch' sie höchst nothwendig, und
auf der Stelle. Ich soll mit Fritz nach Zehendorf,
und da er mir versprochen, mich heute zu fettern, und
da er dazu keinen Groschen in der Tasche hat, so hab'
ich ihm dagegen versprochen, ihm Geld zu leihen, bis
er's mir wiedergeben kann.“

Gut, Linchen — hier ist das Geld. Aber hörst
Du, vergiß nicht, morgen Deine Shawl und Deine
Uhr auszulösen; übermorgen wäre sonst Beides versat-
ten, und Du thätest wohl besser, das Geld hier —

„Das geht Sie nichts an, Fräulein Elisabeth! Ich
kann mich wohl ohne Mantel, ohne Uhr und ohne
Shawl behelfen — aber nicht ohne Fritz. Er ist so
gut — so — Nun, wenn ich kann, komm' ich morgen.
Adieu!“ Und die Närrin schlüpfte rasch an mir vor-
bei hinaus, und ich erinnerte mich, das holde Kind
einmal mit meinem guten Freunde unter den Linden
gesehen zu haben, worüber ich mich sehr wunderte, da
ich mich geschämt haben würde, wenn es hätte unter
die Leute kommen können, daß ich einmal unter vier
Augen einige Worte mit derselben gewechselt.

Es war bereits sieben Uhr Abends, der Sturm-
wind blies auf der Straße aus vollen Backen, der
Regen stürzte wie aus einem Sieb nieder, und Kälte
begann mich bei meinen Beobachtungen zu schütteln, so
daß ich schon, mit dem Gesehenen zufrieden, weiter des
Wegs ziehen wollte, da trat ein ungefähr fünfzehnjäh-
riges Mädchen herein, Thränen in den Augen, schüch-
tern, mit einem Antlitz, worauf Unschuld und Tugend
mit den leserlichsten Zügen geschrieben standen. —
„Ach!“ seufzte sie, „wollen wohl Mamsellchen die Güte
haben, noch heute etwas auf die Sachen hier zu lei-
hen? Ich bitte darum recht sehr.“

Was ist es?

„Zwei Unterröcke, ein Halstuch und ein neues Kat-
tunkleid —“

Kommen Sie morgen wieder —

„Ach, ich habe das Geld heute so nöthig —“

Die Kasse ist schon geschlossen, es ist Sieben vorbei.

„O ich bitte recht sehr! die Mutter liegt mir auf
den Tod krank zu Hause; der Doktor hat eine theure
Medizin verschrieben —“

Lassen Sie mal die Dinger sehen! Im, die Sa-
chen sind gar nichts werth. Aus Mitleid will ich einen
Thaler darauf geben. —

„Seyn Sie barmherzig, legen Sie noch acht Gro-
schen zu, daß ich der Mutter morgen eine Bouillon
machen kann —“

Unmöglich, sag' ich Ihnen. Das Zeug ist alles
verbraucht.

„Nun, so nehmen Sie das Umschlagetuch dazu!“
— rief die Unglückliche mit fast in Thränen brechender
Stimme, indem sie ihren Hals der rauhen Luft der
Jahreszeit aussetzte. — „Da, und geben Sie mir den
Thaler und acht Groschen, die ich durchaus haben
muß.“ —

Sie bekam's, und ging mit ihrem Körbchen am Ar-
me hin, stolz auf die Hülfe, welche sie ihrer leidenden
Mutter bringen konnte. Ich stieg mit ihr die Treppe
hinab, und bin überzeugt, daß sie bei ihrer Ankunft
unter ihrem bescheidenen Dache einer besonderen wohl-
thätigen Fügung des Himmels die Hülfe zugeschrieben
haben wird, die sie unvorhofft am Boden ihres Körb-
chens gefunden. Armes, gutes Kind! Möge sie Dir
behülflich seyn, Dich dem Liebesopfer Deiner dankba-
ren Mutter wiederzugeben! —